

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 20.

Dienstag, 24. Januar

1928.

Jugendliebe.

Familienroman von Grete v. Sali.

(Nachdruck verboten.)

(19. Fortsetzung.)

Die Wochen, die Agnes in Adelsreut verlebte, gingen wie im Fluge dahin. Man war täglich mit Graf Klatt zusammen, der Agnes gehörig den Hof machte. Treu sah das mit stillem Staunen an. Auf den war er einmal eifersüchtig gewesen, wie lächerlich ihm das jetzt vorkam. Wer sich in Agnes verliebte, war gar nicht fähig, Hedes Vorzüge zu erkennen. Gott sei Dank, daß es so war!

„Wie klug du doch bist“, bewunderte er seine Frau. „Noch ist sie nicht deine Frau, Benno. Damit sie es wird, müssen wir sie öfter zu uns bitten.“

„Immerzu, Hede, vielleicht forderst du sie für die Monate August und September auf.“

Nein, das wollte sie nicht, ganz entschieden nicht. Mit Holldorfs wollte man allein sein, die Wochen mit ihnen so recht genießen.

Treu fand seine Frau rührend. Seit man in Wienrode gewesen war, war sie wieder froher und zufriedener. Es schien auch, daß sie sich so langsam einen Platz im Hause sicherte.

Sie kümmerte sich um die Leute, gab ihnen nicht nur Anordnungen, sondern war auch auf ihr Wohl bedacht. In die Anstaltshäuser ging sie, um sich davon zu überzeugen, daß die Leute menschenwürdig lebten; wo sie auf Mängel stieß, ließ sie sie sofort abstellen. Wo sie Not sah, da half sie. Ihre Güte, Rücksicht und Freundlichkeit hatten ihr bald die Herzen aller Leute erobert.

Nur Brauns mochte sie nicht. Braun schien es immer so, als wäre die neue Herrin vom Bestzerhochmut besessen. Überall steckte sie ihre kleine Nase hinein, alles wollte sie wissen, um alles kümmerte sie sich. Selbst um die Pferdezucht, von der sie seiner Meinung nach doch nichts verstehen konnte. Mochte sie die Rolle der heiligen Elisabeth spielen, in die Hütten der Armen gehen, aber seinem Roggkorn sollte sie fernbleiben. Es ärgerte ihn, wenn sie, die nur gerade verstand, auf einem Gaul richtig zu sitzen, sich den Anschein gab, als verstände sie etwas von Pferden. Und sprach er einmal in ihrem Beisein ungefragt seine Meinung aus, so sah sie ihn mit einem so hochmütigen Blick an, daß er davor verstummte. Seit sie in Adelsreut war, machte ihm seine Arbeit keine Freude mehr. Eva ging es ebenso wie ihrem Vater. Sie hatte viel Unangenehmes durch die neue Herrin. Daß sie Luft für sie zu sein schien, war noch zu ertragen; daß sie den Park nicht mehr betreten durfte, war ein wenig schmerzhaft; aber sie sah ein, daß sie sich zuviel Rechte angemaßt hatte. Aber die Baronin hätte ihr das in weniger schroffer Art, als sie es getan, sagen können. Auch daß sie sie sehr häufig vor den Diensthofen tadelte, war recht kränkend. Sie ging mit dem Gedanken um, sich einen Platz auf einem anderen Gut zu suchen. Aber davon wollte der Vater nichts wissen.

„Warte einmal ab, vielleicht gehen wir noch alle.“

„Dein Vertrag mit Baron Treu läuft noch zwei Jahre“, sagte Eva.

„Ja, das stimmt, so lange muß ausgehalten werden.“

Am Ende war das auch gar nicht so schlimm, man hatte sich mit Brauns in eine unglückliche Stimmung

hineingesteigert. Mit einigem guten Willen konnte man das wieder ändern. Braun mochte es sich aber noch so fest vornehmen, es gelang ihm nicht. Jede Begegnung mit der Baronin zeigte ihm, wie geradezu verhaßt er ihr war.

Auf seinem Gang über den Wirtschaftshof, den Hede mit ihrem Manne und Agnes machte, stießen sie auf Frau Braun, es war gerade vor dem Verwalterhause. Treu redete Frau Braun an, und während sie sprachen, bewunderte Hede und Agnes das hübsche Haus, dessen Fenster reicher Blumenschmuck zierte. Von schmalen Blumenbrettern hingen blühende Geranien und Hängestellen in allen Farben, was einen reizenden Anblick bot.

„Das Innere des Verwalterhauses hast du noch gar nicht gesehen“, sagte Treu zu seiner Frau. Sie versneinte. Frau Braun lud die Herrschaften ein, bei ihr einzutreten. Sie traten in eine große, im Thüringer Bauernstil eingerichtete Diele. Durch ein großes seitliches Fenster fiel die Sonne über die grell bunt bemalten Möbel und Truhen. Die Damen waren entzückt. Frau Braun öffnete die Tür zu dem nebenan gelegenen Zimmer. Hede staunte. Es war nicht weniger hübsch und gemütlich als ihr eigenes. Wie kamen die Leute zu den schönen alten Sachen?

An der einen Zimmerwand stand ein Schreibsekretär und daneben ein Bücherschrank, beide Stücke waren von schlichter, edler Form. Hede trat näher, um die Titel der Bücherrücken, die hinter der Glastür sichtbar waren, zu lesen.

„Sehr gute Lektüre“, sagte sie zu Agnes, die neben ihr stand.

„Ach, sieh doch an!“ rief Agnes und wies auf ein Bild, das auf dem Schreibtisch stand.

Hede wandte sich um, und auch Treu kam näher.

„Das Bild des Herrn v. Holldorfs“, sagte Frau Braun, „er hat es, als er von uns fortging, meiner Tochter geschenkt.“

Agnes hatte es in die Hand genommen.

„Meiner lieben Kammeradin zur Erinnerung an die gemeinsamen verlebten schönen Zeit in Adelsreut, Ronni v. Holldorfs“, las sie auf der Rückseite.

Sie lächelte mokant, während sie Hede die Aufschrift zeigte. Hede stellte das Bild an seinen Platz zurück.

„Sie scheinen sich beide sehr angefreundet zu haben“, bemerkte Treu, „obgleich es streng verboten war.“

Frau Braun sah ihm an, daß er es nicht böse meinte.

„Wie das schon so ist mit jungen Leuten, Herr Baron, Jugend will zu Jugend, und sie waren hier beide sozusagen aufeinander angewiesen. Mein Mann hat ja immer versucht, sie auseinander zu halten, aber schließlich war er doch machtlos. Was kann man auch dagegen haben, wenn junge Leute sich zueinander aussprechen. Ach Gott, sie verstanden sich so gut.“

Agnes fragte, als sie mit Hede allein war: „Was glaubst du, ob er sich in die Inspektordochter verliebt hat?“

„Wie soll ich das wissen, so unmöglich erscheint es mir nicht. Denn hübsch genug ist sie.“

Aber doch eben nur die Tochter des Inspektors.“
Hede zog die Schultern. Sie zeigte demlich, daß sie nicht davon sprechen wollte, aber ihr gingen die Worte: „Sie verstanden sich so gut“ den ganzen Tag nicht aus dem Ohr. Wieder sah sie eine Gefahr. Vielleicht war diese sogar noch größer als die „Agnes“. Sie begriff sich selbst nicht. Warum zitterte sie davor, ihn zu verlieren, der doch nicht zu ihr gehörte?

Wie hatte die Mutter zu ihr gesagt? „Nichts darf deine Seele erfüllen, als die Liebe zu deinem Manne, was sonst noch in ihr ist, muß sterben.“ Aber wenn es doch nicht sterben wollte, wenn es immer und immer wieder quälte? . . .

Sie nahmen das Abendessen auf der Veranda ein. Heute waren sie nur zu dritt.

Graf Klatt hatte Geschäfte in Erfurt, die den ganzen Tag beanspruchten. Agnes brachte das Gespräch auf Konnis zukünftigen Beruf; sie fragte Treu, was er glaube, wie die Aussichten für ihn seien. Treu wiegte den Kopf.

Seine Karriere kann eine ganz glänzende werden, gnädiges Fräulein; wenn er tüchtig ist, kann er es bis zum Gutsdirektor bringen.“

„Wirklich?“ Sie machte ganz runde Augen.

„Aber wieviel Zeit würde er dazu nötig haben?“

„Einige Jahrzehnte allerdings.“

Hede dachte, jetzt überlegt sie, ob sie auf ihn warten oder ob sie Klatt Chancen machen soll.

Und richtig. Agnes rechnete im stillen: „Drei Jahre Studium, etwa drei bis vier Jahre, bis er zu einer einträglichen Stellung gelangt ist, in der Zeit bin ich ein altes Mädchen, das er dann am Ende verschmähen wird.“

Konni war auch nicht viel zu trauen. Er war einer, der sich schnell verliebte, das hatte sie oft genug beobachtet. In Eva Braun war er gewiß auch verliebt, jetzt entsann sie sich, daß er bei seinem ersten Besuche in Bientode von ihr geschwärmt hatte. Und wenn man auch glaubte, solche rechnen nicht mit, was konnte man wissen? Sie seufzte leise auf.

Kirn betrat die Veranda, um Graf Klatt zu melden. Agnes errötete.

„Ist er doch noch gekommen“, sagte sie, Hede ansehend.

„Wir lassen bitten“, sagte Treu, und ging darauf trat Graf Klatt ein. Er entschuldigte sich wegen seines späten Besuchs.

„Gnädige Frau, haben Sie Mitleid mit einem Engländer und gönnen Sie ihm ein Plätzchen in Ihrem gastlichem Hause“, sagte er zu Hede, sich über ihre Hand neigend.

„Gern, Graf, wir sind glücklich, daß Sie sich noch zu uns gefunden haben.“

„Wie waren die Geschäfte in Erfurt, alles glatt abgewickelt?“ fragte Treu.

Klatt bejahte, dann küßte er Agnes die Hand. Zuletzt begrüßte er Treu. Der sah ihn prüfend an.

„Haben sich wohl gehörig abgeheht? Sie sehen nämlich aus, als wären Sie im Sturmschritt von Erfurt hierher gelaufen.“

Klatt lachte. „Na, beinahe war's auch so. Ich bin mit höchster Geschwindigkeit von Erfurt nach Wolfstade gefahren, dann habe ich das Auto mit dem Gig vertauscht und die Pferdechen laufen lassen.“

„Sehr schmeichelhaft für uns, daß Sie es so eilig hatten, zu uns zu kommen“, sagte Hede. Klatt nahm ihre Hand und berührte sie mit den Lippen.

„Gnädigste Frau, wie sollte es mich nicht in Ihr Haus ziehen, in welchem ich ein zweites Heim gefunden habe. Ich mußte auch kommen, um zu hören, was Fräulein Hede in bezug auf ihre Abreise beschlossen hat.“

Er sah zu Agnes hin.

„Ich reise morgen vormittag ab, Graf.“

„Wirklich?“ Er schien erschreckt.

„Ja, und Treus wohl bald nach mir. Wie werden Sie das nur ertragen, wenn Adelsreut erst ganz verwaist sein wird?“ fragte sie neckend.

„Schwer, ganz gewiß sehr schwer, gnädiges Fräulein.“

„Kommen Sie mit nach Swinemünde“, sagte Hede.

„Leider ist das unmöglich, gnädigste Baronin, ich habe Auftrag gegeben, mein Haus umzubauen. Ich

will es von Grund auf anders einrichten. So, wie ich es übernommen habe, kann es nicht bleiben. Es ist nicht nach meinem Geschmack. Seit dem Frühjahr ertrage ich es nun schon so in dieser häßlichen Verfassung, aber nun geht es nicht länger. Ich hasse die Sachen, die mich umgeben.“

„Wie wollen Sie es einrichten lassen?“

Er erzählte ausführlich. Die Damen hörten aufmerksam zu. Zuweilen sog ein Blick von ihm zu Agnes. Ihre tiefblauen Augen leuchteten. Er dachte, während er von seinem Hause sprach: „Sie ist reizend, und wenn ich sie fragen würde, ob sie die Herrin von Wolfstade werden wollte, sie würde nicht nein sagen.“

Aber er war noch nicht fest entschlossen dazu. Ihre Familie mußte er noch kennenlernen. Während er mit den Damen sprach, beobachtete ihn Treu. Dem wollte es gar nicht in den Kopf, daß dieser schöne, vornehme Mensch an dieser unscheinbaren Frau Gefallen finden konnte. Er sah ihn darauf an, wie diese Wahl zu ihm passen könnte. Nein, er hielt es einfach für unmöglich, daß aus diesen beiden ein Paar werden würde . . .

(Fortsetzung folgt.)

Das Fest der zehntausend Singvögel.

Von Gustav Halm (Köln).

Mitten unter ihren Frauen saß die chinesische Kaiserin. Sie war jung und schön, und trug einen großen Schmetterling aus dünngeschliffener, grüner Jade im schwarzen Haar, der war künstlich geschnitten und geformt, daß er mit den Schwingen schlug, wenn die Kaiserin das Haupt neigte. Und mit ihr neigten die hundert Frauen ihres Hofstaates ihre Häupter, hundert elfenbeinartige Nasen tauchten aus grünen Gewändern, aber das Gewand der Kaiserin war aus goldgelber Seide, und es war aus Smaragden und Brillanten ein Chrysanthemum darauf gestickt. Edelsteine funkelten in Haaren und Fächern, köstliche Blumen dufteten, und aus Räuchergefäßen stiegen wohlriechende Wolken auf. Aber die Kaiserin hielt die Hand vor den Mund und gähnte und sprach: „Ich langweile mich. Sprecht, was sollen wir beginnen?“

„Wir wollen spazieren gehen“, schlug Litai vor, die älteste der Hofdamen. — „Und hundert Eunuchen hinter uns drein! Nein, nein, das nicht!“ sagte die Kaiserin. — „So wollen wir Drachen steigen lassen“, meinte Derling. — „Drachen sind tote Tiere“, sagte die Kaiserin, „ich will Leben haben!“ — „Wir wollen die Goldfische füttern“, sprach Hattang.

Doch die Kaiserin sagte: „Die armen gefangenen Tiere. Sie sitzen in den Becken aus Kristall und Porzellan und stoßen sich die Köpfe an den Wänden, wie wir in der „Verbotenen Stadt“. Nein, auch das nicht, ihr Mädchen! Aber von meinem Geburtstag laßt uns plaudern und wie wir ihn verbringen werden! Hört also, was ich mir ausgedacht habe, wenn ich Tag für Tag diese Mauern um uns sehe! Gefangen gleich uns sitzen Millionen von Singvögeln, Sänger des grünen Waldes, Bewohner von Schilf und Rohr und Gebüsch, von Feld und Rain. Sie, deren Augen über die unermessliche Weite der Ströme blitzen, gewohnt, Natur zu haschen über den gelben Wellen des Hoangho und den grünen Bogen der Wälder, die Brust zu haben in der Luft des Himmels — Feuerfunken der Sonne, sie sind gefangen! Eingeeinat in ein Bauer aus Holz und Stäben, in die Wände der Häuser verbannt, vertrauen sie ihr Leben und verströmen in Liedern ihre Sehnsucht. Darum meine ich, es müsse so, dem hohen Himmelsherrn, ein angenehmes Opfer sein, wenn wir diese armen Gefangenen der Freiheit wiedergäben. Höret, was ich mir denke. Von heute und in alle Zukunft sei der Tag, da mir das Leben gegeben wurde, das „Fest der zehntausend Singvögel“. Unsere Diener sollen hinausgehen in die Stadt, sie sollen zehntausend Vögel aller Arten laufen und sie uns bringen. An dem Morgen aber, da ich mein Wiegenfest feiere, wollen wir mit eigenen Händen ihre Käfige aufkürzen und sie wiederschicken dem Himmelsslicht und dem Tuh der Wolken und dem Dufte der Felder.“

Als die Kaiserin so gesprochen hatte, klatschten alle ihre Damen in die Hände, ihre goldenen Spangen und Geschmeide klangen dazu, sie schlugen mit ihren Füßen den Takt, daß die goldgestickten Pantöffelchen klapperten, und dann riefen sie: „Der Himmelsherr segne und erhalte dich, Tochter des Himmels! Ja, so sei es! Feiern wir das Fest der zehntausend Singvögel!“

Als der Tag anbrach, den die Kaiserin den „Tag der zehntausend Singvögel“ nannte, traten die Eunuchen in alle Straßen und Märkte und Läden der Stadt, in grüne, weibliche Gewänder gekleidet, und beim Dufte der Räucherkerzen handelten sie um diese angstvoll klopfenden Vogelherzen, um die feuchten Perlen ihrer schwarzen Augen, um jede erbärmliche, lebende Handvoll Federn, um diese armen, ihrer Freiheit beraubten Leben. „Sehet sie“, so riefen die Händler aus, „die Kinder des Himmels, die Tropfen der Milchstraße, die Söhne und Töchter der Sonne, die Entel des Regenbogens, die Sternensplitter, die Geschwister der Blumen, die Federhülle des Himmelsherrn! Sehet und kauft!“ — Und für die Schnüre mit totem Metall gaben sie die gequälten Tierchen dahin, man lud sie auf hohe Wagen und Karren und fuhr sie durch die Stadt, und keiner hatte des ängstlichen Schlages ihrer Herzen acht.

Auf tat sich vor ihnen das Tor zur „Verbotenen Stadt“. Staunend sahen die Soldaten von der buntlackierten Mauer herab, da sie zwischen Glockentürmchen, Pagoden und Götterbildern aufgestellt waren — und mit Sänten und Wagen zogen die Eunuchen hinein. Doch selbst ihr Rufen und Geschrei ging unter im Gelärm und Getöse, Gesang und Geschnatter Tausender von Vögeln. Und immer mehr wurden der seltsamen Gäste; schon standen wie eine Mauer die Käfige, Körbe und Kästen um einen freien Platz, es erscholl die Luft von Gezirp und Gefräsch, vom Zwitschern, Trillern und Schmetterfliegen aus den Schnäbeln, den Brüsten all dieser Vögel, die Himmelsluft durch ihre Federn wehen fühlten und warme Sonne spürten.

Dann nicht lange, so tat sich ein Tor des Palastes auf, Musik erscholl, und es nahte sich ein hunderter Zug. In braunen und grünen Gewändern zogen kleine Mädchen voran, sie trugen Fahnen und Blumensträuße in den Händen, Papierlaternen, Palmwedel, Fächer, Götterbilder und große, rote Zettel mit Schriftzeichen. Ihnen folgten an hundert Frauen in grünen und gelben Kleidern, sie trugen bunte, große Schleifen am Gürtel und im Haar. Hinter ihnen zog das Heer der Eunuchen, auch sie in grüne und gelbe Seidenkleider gekleidet, viele von ihnen schlugen und bliesen Musikinstrumente, andere hatten Räucherstäbe in den Händen, wieder andere papierne Drachen auf hohen Stangen. Und endlich, edelsteinblühend, nahte der Hofstaat der Kaiserin, kostbare Fächer und Wedel tragend, riesige Blumenbüschel und grünblaubte Zweige. Mitten unter ihnen aber schritt die Kaiserin.

In ihrem goldfarbenen Kleide trug sie eine große, köstliche Rose, aus lauter Rubinen gebildet, in deren Mitte als ein Taupfen ein ungeheurer Brillantstein funkelte. Aber in ihrem Haar hatte sie heute einen Kolibri, aus Edelsteinen geformt. So trat sie mitten in den Kreis der Menschen und der Käfige, hob die Arme gen Himmel und rief: „Hoher Himmelsherr, ich, die Kaiserin des Reiches der Mitte, die Tochter des Himmels, bin gekommen, dir für diesen Tag zu danken!“ — Da fielen alle auf die Angesichter nieder, nur die Kaiserin stand noch, und es war eine Zeitlang nichts zu hören als das Geschnatter und Geschrei der Vögel und das Rauschen der Blumen und Blätter. Dann sprach die Kaiserin weiter: „Ich, die Tochter des Himmels und Gattin des Sohnes des Himmels, schenke zehntausend gefangenen Vögeln die Freiheit, daß sie wie funkelnde Edelsteine zur Sonne aufsteigen und für mich beten mögen!“ — Da standen die Frauen und Männer auf, klatschten in die Hände und riefen: „Ah ja, ah ja, ein langes, schönes, gesegnetes Leben unserer Kaiserin! Betet für sie, ihr Vögel, ihr Kinder des Lichts, ihr Kinder der Fröhlichkeit, ihr Boten der Götter, ihr Lichtumtänzenden Sonnenstrahlen, ihr Schmetterlinge des Himmelsherrn!“ — Die Kaiserin aber warf Handvoll Geld unter sie, sie stiegen und schlugen sich darum, und die Kaiserin lachte.

Danach trat sie an einen Käfig heran und stieß seine Tür auf. Der aber darin saß, war ein alter Papagei, wohl abgerichtet; er trat heraus, verneigte sich zierlich und sagte: „Guten Morgen, Gott segne dich!“ — Da klatschten wieder alle in die Hände und riefen: „Er will die Freiheit nicht, er erkennt die Güte eurer göttlichen Majestät und wünscht hierausbleiben!“ — „Bleiben, bleiben!“ sagte der Papagei und flog auf das Dach seines Käfigs. Die Kaiserin aber freute sich sehr. — Diener entzündeten Räucherkerzen, schwenkten Weihrauchfässer und schlugen den Gong dazu. Die Herren und Damen aber traten zu den Käfigen und öffneten die Tür um Tür. Und es erhob sich ein Flügelgeschlag und Rauschen und Schwirren, ein Kreischen und Singen, Schreien, Pfeifen, Gurren und Jubilieren, wie es zuvor in eines Menschen Ohr drang. Tausende Flügel knatterten, in ihrem Brausen wehten Blumen und Schleifen und in ihrem Flattern, rote, gelbe und selbst die seidnen Gewänder flatterten. Rote, gelbe und blaue Vogelbrüsten drängten in die Freiheit. Graue und braune Federn hoben lang wallten köstliche, goldgelbe, silberne Schweife. Wie liegende Edelsteine blinkten die Vögel in der Luft. Sonne funkelte auf ihrem Gefieder,

wie in den Taupfen der Regenbögen. Schimmernde Fächer aus Federn schienen aufsteigen, Funken fliegen, ganze Brände lohten auf, Blutregen ergossen sich, grüne, violette Kastaden sprühten, rote Feueräder schwangen, und Gesang verlor, wie die Perlenkette der Kaiserin.

Die Kaiserin aber kniete nieder, von diesem Glück überwältigt, hob die Arme auf und betete.

In mexikanischen Kaffeehäusern.

Man schreibt uns: Immer, wenn ich, im Ausland weilend, einen kleinen, aber reizvollen Ausschnitt aus der mir fremden Welt und ihren typischen Erscheinungsformen gewinnen wollte, dann verweilte ich ein Stündchen in den Kaffeehäusern, diesen vom Mokkauft durchtrönten Oasen inmitten eines vielgestaltigen bunten Lebens.

So sah ich in brasilianischen Mokkastuben dandhaft gekleidete braune Menschen, die nach dem Genuß von einigen Tässchen unerhört starken Kaffees aus alter, lieber Gewohnheit sich einen Zahnschmerz zwischen die Lippen schoben, und, lebhaft gestikulierend, eine Unterhaltung führten, die mich an den Lärm einer deutschen Wahlversammlung erinnerte. In Argentinien wies mir ein Kaffeehausbesitzer die Türe, weil ich mich aus Versehen in die „jala para familias“ gesetzt hatte, die in jenem Lande der strengen Eitten nur dem armen Geschlecht zugänglich ist, und in den „Cocheros“ des Havensviertels von Buenos Aires beobachtete ich Landelente, die hier mit dumpfer Entschlossenheit ihre letzten 25 Centavos zusammenluchten, um sich mit Kaffee, Brötchen und Butter noch einmal für die Rolle zu stärken, die sie wenig später als Helden des Dramas „Auswandererelend“ auf der Bühne des Lebens zu spielen berufen waren.

In Mexiko City fand ich neue Nuancen: das erotische Kaffee mit Ziehharmonikamusik und Damenbedienung, und das lichte, freundliche, meist von Amerikanern geleitete Erfrischungslokal, wo der Duft des Kaffees sich mit den aufmunternden Wohlgerüchen exquisiter französischer Porzians verbindet. Diese Kaffeehäuser (es gibt deren übrigens nur wenige) sind Treffpunkte der eleganten Welt, Unterhaltungsorte, die dem Bedürfnis dienen, einen harmlosen Flirt zu bewerkstelligen, der indes zu keinerlei lohnenden Resultaten führt. Das Rännehen Mokka, die Tasse Schokolade mit Schlagahne ist nur Vorwand, dazu sitzen und der wilden amerikanischen Jazzmusik zu lauschen, während es in Wirklichkeit doch darum geht, sich über einander geschlagene Mädchenbeine bewundern zu lassen und filmreife Augenaufschläge zu üben, die von den männlichen Gästen mit wohlgefaßta taxierenden Blicken erwidert werden. Das solide Kaffeehaus, das spätestens um 9 Uhr abends seine Porten schließt, ist ja schließlich neben dem Kino der einzige Ort, den die wohlgezogene Mexikanerin in Gesellschaft ihrer Geschwister oder Freundinnen besuchen darf, ohne einen Verstoß gegen die etwas merkwürdigen Moralgesetze Lateinamerikas zu begehen. Sie läßt es sich denn auch nicht nehmen, den täglichen Nachmittagsbummel auf der Avenida Francisco I. Madero für ein halbes Stündchen zu unterbrechen, um im Kaffeehaus etwas zu genießen und dabei inmitten eines internationalen Publikums ganz unschuldsvoll — denn so ein Glutbild aus dunklen Augen ist durchaus nicht ernst gemeint! — zu kokettieren.

Da liegt neben dem stillen, vornehmen Lokal „Café Baltimore“ direkt an der erwähnten Bummel-Avenida das Café „Sanborns“ bequem. Hier wie auch in vielen anderen Kaffeehäusern Mexikos gibt es keine befrachten Kellner, die — wie in Südamerika — dem Gast durch unpünktliche Bedienung die gute Laune verderben. Das besorgen vielmehr reizende Kreolenmädchen in blauen Kleidchen und weißen Schürzen, Schürzen und Säubchen, die von hinreichendem Phlegma und von entzückender Vergeßlichkeit sind. Bestellt du zum Beispiel Kaffee, so stellt dir die holde Kellnerin nach Verlauf einer kleinen Ewigkeit todlicher ein Rännehen Tee auf den Tisch, und wenn du bescheiden einwendest, du habest eigentlich Kaffee bestellt, so wird deine Behauptung mit einem Lächeln zur Kenntnis genommen, das die weibliche Überlegenheit trefflich illustriert. O ja, die Frauen haben immer recht, gleichgültig, unter welchem Breitengrad sie geboren sind!

Die Musik vollführt einen beträchtlichen Lärm und übertrifft so bisweilen die Unterhaltung der jungen Mädchen, über deren karminrot geschnitzte Lippen der spanische Wortschwall wie ein lustiger Wasserfall unermüdlich dahin sprudelt. Um 7 Uhr abends paden die Musiker ihre Noten zusammen, und zwei Stunden später ist auch der letzte Gast verschwunden. Wer um diese Zeit noch nicht nach Hause gehen will, muß einige soziale Stufen tiefer steigen und eine Lokale im dunkelsten Viertel von Mexiko City aufsuchen, wo das Mokkastrinken unter Umständen zu einer aufregenden Angelegenheit werden kann.

Seine Erich Platte.



Wir gehen auf den Maskenball!

Eine Faschingsplauderei.

Es ist ein eigentümlicher Zauber, der das Wort „Maskenball“ umweht, und vor allem die Evasochter kann es ihm schwer entziehen. Ob die Lust, die von diesem Worte ausgeht, nicht noch eine Erinnerung ist, an unsere Kinderzeit, in der es unser höchstes Glück war, uns zu „verleiden“? Sicher wohl! Auch in der reifen, selbstsicheren, lebenserfahrenen Frau bleibt noch ein Restchen Kindertum zurück, eine Erinnerung an die Zeit, in der sie als kleines Mädchen sich Mutters Hut aufsetzte oder Mutters Kleid anzog, um „anädige Frau“ zu spielen. In fast jeder Frau lebt auch ein natürliches Schauspieltalent; sie hat nicht nur die Fähigkeit, sich in eine andere Individualität einzufühlen, sie hat sich mit ihr für Stunden zu identifizieren, sie hat sogar das Bedürfnis hierzu. Sie ist wirklich die Bäuerin, die Kofolodame, die Inderin oder die Colombine, in deren Gewand sie schlüpft; sie legt, solange sie das bunte Maskenkleid trägt, auch ihre Alltagsnatur völlig ab. Vergessen ist Bureau oder Katheder, Pudentisch oder Herd, Nähnael oder Pinsel — Beruf und Stand. Was da bleibt, ist die allen Evasochtern gemeinsame Lust am Spiel und Glanz und die aralke Sehnsucht nach dem Wunderbaren und Ungewöhnlichen!

Also, wir gehen zum Maskenball, und wir leben tunden-, nein tage-, nein wochenlang in der Vorkreude dieses Ereignisses! Schon allein das Planen und Ausführen des Kostüms ist ein Genuß. Man durchblättert Modenzeitschriften und Maskenkalender, man durchstreift die Sonderausstellungen der Modenhäuser, bleibt vor Schaufenstern stehen, begutachtet, kritisiert, vergleicht, lobt und verwirft. Immer schon, auch zu gewöhnlicheren Zeiten, ist das Aussehen eines neuen Kleides eine Geschichte mit vielen Kapiteln, oft ein Drama in zahlreichen Akten gewesen, und nun gar ein Maskenkostüm! Das ist ein noch ungleich schwieriger zu lösendes Problem, und nie, niemals kann ein Mann sich auch nur entfernt in die Sensation, in das Auf und Ab der Wünsche und Empfindungen versehen, die dieser Komplex für die Frau umschließt.

Was wähle ich? Was kleide ich am besten? Was ist nicht zu teuer? Was kann ich mir selber arbeiten? Fragen über Fragen! Und die Möglichkeiten sind zahlreich und lodend! Man kann als Herzdame gehen, im weißen Atlasröckchen mit rotem Leibchen, der Saum des Kleides ist mit Herz-As-Karten bestickt oder benäht. Man kann (der Bubikopf läßt sich prachtvoll für diesen Zweck herrichten!) als moderner „Strawpeter“ gehen, nach dem Modell in Vater Hoffmanns unsterblichem Kinderbuch. Auch das „Paulinchen“ kann man darstellen, oder die Mama des Juppelphilipp — in ihren altertümlichen und charakteristischen Trachten. Man kann als „Musi“ kommen, mit den schwarzen Notenlinien, Notenschlüsseln, Violinschlüsseln und Basszeichen auf weißem Batist oder weißer Seide, in der Hand einen Taktstock oder einen Triangel. Man kann eine Kornblume, eine Rose, eine Orchidee sein, eine Pierette, eine Venezianerin, eine Carmen, ein Schmetterling. — Man ist — für diesen einen Abend! — eine Madame Pompadour, eine Kofolodschäferin, eine Liebermeisterdame, eine — Melusine. Oder man geht als Traumdeuterin, als Eulenspiegel, als lartenlegende Zigeunerin. Hierliche Signärlchen schlüpfen vielleicht in das Gewand eines Pagen, eines mittelalterlichen Edelknaben, eines Rosenkavaliers — wenn sie es nicht vorziehen, als Bäderjunge, als Gilboie, als Schornsteinfegerlehrling durch das Festgewühl zu tolsen. Wo fängt man an, wo hört man auf — in der Fülle der Anregungen und Vorschläge? Was ist das Beste für Gestalt und Haarfarbe, Haltung und Temperament? Vor allen Dingen soll das Maskenkleid passen, aber nicht entstellen; Eva will „mal was anderes“ sein, aber gleichwohl möchte sie immer — Eva bleiben! Und wer die Wahl hat — hat die Qual! —

Aber endlich ist der Entschluß gefaßt, die Entscheidung getroffen. Nun geht es ans Einkaufen, Zuschneiden, Nähen und Anprobieren. Was gibt es da nicht alles zu überlegen! Und dann das „Drum und Dran“, das noch dazugehört, Schuhen und Strümpfe, Kopfschmuck und Blumen oder sonstige Attribute, das alles will überlegt und beschafft sein, und das Baufieber steigt! — Und dann ist endlich, endlich der sehnsüchtig erwartete Abend da, endlich, endlich huscht Eva, ver-

hüllt und eingewickelt durch die Straßen (bezw. fährt in der Bahn, im Auto!). Die neugierigen Blicke, die bewundernd werden, wenn unter der Hülle ein wenig ihres Glanzes herausschimmert, wirken wie Sekt — Erwartung pridet, das Herz klopt, während sie über die Schwelle des Saales tritt, unternehmungslustig und siegesgewiß strahlen die Augen, lächelt der Mund unter der zierlichen Maske. — Wir gönnen ihr das blühende Spiel und Tand und ein paar lustige, sorgenlose Stunden, gerade ihr, unserer modernen, heute oft so hart arbeitenden Eva! Jung ist man nur einmal, und wir wünschen ihr: „Viel Vergnügen!“

Die Liebe geht durch den Magen.

Eine Ehestudie auf gastronomischer Grundlage.

„Füttert die Bestie,“ sagen die Chemänner lachend, wenn man sie fragt, wodurch man ihrer Ansicht nach die Liebe des Mannes erhalten kann. Die Liebe des Mannes geht durch den Magen, ist ein bekanntes Volkswort, das gewiß eine Berechtigung hat. Die Männer sind aber durchaus nicht so prosaisch und so erpicht auf das Essen, wie man nach diesem Ausspruch annehmen könnte. Die Gründe sind auf einem anderen Gebiete zu suchen. Der Mann hat für die Erhaltung seiner Nerventracht und seiner Arbeitsfähigkeit neben psychischen günstigen Einwirkungen eine bestimmte Kost nötig. Die gute Frau, deren Interesse im Wohlergehen des Mannes wurzelt, kennt schon nach kurzer Zeit der Ehe seine Lieblingsgerichte. Nicht zufällig hat er sie erwählt, auch nicht, weil er sie in seiner Jugend gegessen hat. Das, was er bevorzugt, verlangt sein Körper, ist seinem Magen dienlich, der Erhaltung seiner Konstitution und Kraft zuträglich. Er fühlt sich leicht, beschwingt, er ist guter Laune, wenn die Speisen ihm Förderung, Bekömmlichkeit und Auffrischung gewähren. Auch mit den Lieblings Speisen muß die Frau im gewissen Sinne ökonomisch umgehen. Würde sie diese Mahlzeiten in der bestimmten Zusammenstellung allzu oft auf den Tisch bringen, dann wäre das Resultat nach kurzer Zeit gegenteilig. Eine rationelle Küchenführung ist in diesem Falle angebracht. Wenn Frauen mit konstanter Nachsichtigkeit über die Lieblings Speisen des Mannes hinwegwirtschaften, dann dürfen sie sich nicht wundern, wenn der Mann verstimmt ist und in das Gasthaus geht. Ihm fehlt etwas zu seiner Zufriedenheit, wie andere Menschen Musik oder Süßigkeiten nach langer Entbehrung vermissen. Die gute Küche, unter der jeder Mann sich eine andere Vorstellung macht, ist ferner ein Beweis von der sorgfältigen Aufmerksamkeit, die die Frau für ihren Mann zeigt. Genügend Männer haben einen Abscheu vor angebrannten Speisen, vor Kartoffeln, in denen noch das Wasser zu spüren ist. Vorauszusetzen ist, daß jeder Hausfrau ein Mißgeschick widerfahren kann, auch der Mann hat zuweilen Pech in seinem Beruf. Die Frau soll die Schuld an seiner schlechten Laune dann ruhig auf sich nehmen, und nicht eine große Verteidigungsrede für ihre eigene Person begeben. Auch der Mann bekommt eins ausgewischt, wenn er einen Fehler gemacht hat, und muß still sein. Zu der Liebe, die durch den Magen geht, gehört auch die Stimmung bei Tisch. Sie ist größtenteils von der Hausfrau abhängig. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Männer niemals Brummrig oder mißgestimmt an die häusliche Tafel heimkehren. Aufgabe der Frau ist es, über die Mißstimmung des Eheliebten, die zuweilen im beruflichen Ärger begründet ist, hinweg zu gleiten. Nicht alle Männer lieben es, in Gegenwart der Kinder nach den Ursachen ihres verstimmt Gesichtes gefragt zu werden. Manche von ihnen sind überempfindlich und wünschen, daß man sie allein läßt, bis sie den Ärger überwunden haben. Das muß man als Frau wissen und danach handeln. Das Anrichten der Speisen, die Art wie man den Tisch deckt, gehört ferner in das Kapitel der Liebe auf gastronomischer Grundlage. In diesem Punkte sind durchaus nicht alle Männer gleich. Viele betrachten Blumen, oder eine außerordentliche Sorgfalt in bezug auf das Anrichten als unnötige Zeit- und Geldverschwendung. Andere wünschen einen optisch sichtbaren Unterschied zwischen dem Aufenthalt im Restaurant und daheim. Alle Männer aber, man kann sagen, ohne Ausnahme, freuen sich an einem sauberen und gemüthlichen Familienisch. Ohne Aufregung, ohne Streit, mit deutlich wahrnehmbarer Rücksicht auf ihn, der den ganzen Tag arbeiten muß, damit es den Seinen gutgeht. E. G.